

Nr. 87. Bromberg, den 17. April 1937

Das Erbe von Björndal

Roman von Trygve Gulbranssen.

Berechtigte Übersetzung aus dem Norwegischen von Ellen de Boor.

(14. Fortsetzung.) (Nachdruck verboten.)

Unter den lockeren Dielenbrettern in den Scheunen, unterm Dachgebälk von Sommerställen und Schafpferchen, aus verschlossenen Kleidertruhen in den Vorratskammern, von den unmöglichsten Stellen holten sie auf Björndal in der knappen Frühjahrszeit Saatkorn hervor. Und noch niemals waren die Furchen so dicht gepflügt, noch nie hatten die Eggen den Boden so gründlich und sauber zerkrümelt, wie im Frühling 1813 unter Syver Hintenaufs strenger Aufsicht. Nicht eine einzige Handvoll von dem Korn, das Dag zur Aussaat gerettet hatte, durfte man beiseite bringen. Syver hatte seine Anweisungen und war dann ärger als Dag selber. In die Erde sollte es, jedes einzelne Korn, und in der nächsten Minute harkten es die Eggen unter. Es war kein Korn für Spatzen und Krähen, das Saatkorn dieses Jahres. Lieber mochte es etwas tiefer untergewühlt werden und etwas später aufgehen.

Aber es ist eine lange, endlos lange Zeit von der Frühjahrsbestellung bis zur Kornreife. Ewig lang für einen, der vor Hunger halbtot ist, schon ehe die Frühlingsarbeit begonnen hat. Vielen erging es in diesem Frühling so. Und sie kamen nach Björndal — alle, die ein gewisses Anrecht hatten, und unendlich viele andere. Sie verließen sich auf den alten Dag — mehr als auf alle Maßregeln der Regierung, mehr als auf König und Obrigkeit.

Man glaubte, er müsse zaubern können; so viele hatten erzählt, daß sie Korn von ihm bekommen hätten.

Bei all seiner unerschütterlichen Festigkeit hatte Dag jetzt eine schwache Stelle. Kam jemand in der Not vertrauensvoll zu ihm, dann tat es ihm bitter weh, nein zu sagen. Und wo das Herz spricht, da geht es oftmals schief. Und schließlich ging es auch auf Björndal schief. Eines Tages nahm Dag eine Abschätzung vor, und da stellte es sich heraus, daß er ganz unmöglich bis zum nächsten Herbst ausreichen konnte.

Wie einst gingen Fuhren zur Stadt — mit Fellen und auch, um einzukaufen; aber Korn war nicht zu bekommen. Es kamen auch Briefe, und eines Tages fuhr Dag selber in die Stadt. Vetter Holder hatte in einem seiner Schreiben erwähnt, Silber in Hamburg, das bedeute Schiffe auf See, und Schiffe auf See könnten Korn für das Land bedeuten, wenn das Glück günstig wäre.

Im Spätsommer, als die Not so groß wurde, daß Menschen am Wegrand Hungers starben, kam ein Mann nach Björndal gefahren, wie es für den Fall abgemacht war, daß ein Schiff einliefe. Und er hatte den ganzen Wagen voll Weizen — Roggen war nicht zu haben gewesen — und einen Brief von Vetter Holder: Die Gäule könnten kommen . . .

Dag war ans Westfenster in der Alten Stube getreten wie in seiner Jugend, wenn wichtige Briefe kamen, und hatte das Schreiben dort geöffnet. Er ballte das Papier zusammen und warf es in den leeren Kamin, dann schritt er wie ein Elch durch die Zimmer und hinaus. Silber hatte er daran gewagt, für sich selbst und etwas auch für den Vetter Holder, um das Schiff in See schicken zu können, und jetzt war es also geglückt. Ein paar messerscharfe Worte an Syver Hintenauf, und Gaul auf Gaul zog davon — nach Süden. Noch nie hatte man im offenen Lande einen solchen Anblick gehabt, wie da heute die Rappen von Björndal daherkamen — einer nach dem anderen.

Ein Schiff faßt unglaublich viel, und dieses gab dem Vetter Holder seinen reichlichen Teil und Dag alles, was er brauchte, um bis zum Herbst durchzuhalten; gab es ihm gut und reichlich, und noch so viel darüber, daß er davon verkaufen konnte — „aber nur gegen Silber", sagte Dag, „denn das habe ich drangewagt." Silber gäbe es im Lande nicht, hatte es geheißen; jetzt aber rückten sie mit alten Talern und anderen heraus, und der Alte bekam mehr Silber ein, als er ausgegeben hatte, und außerdem noch sein Korn.

„Das müssen wir noch einmal versuchen", sagte Vetter Holder, „da gibts Geld zu verdienen."

„Nein, Geld habe ich genug", antwortete Dag.

Also bewahrheitete es sich, was die Leute geglaubt hatten: Dag konnte wirklich zaubern. Trotz Obrigkeit und königlichem Gebot zauberte er Korn in die Hände der Armen. Es stand noch nicht so schlecht um seine Nächsten, nicht auf Björndal, nicht in der Siedlung, und in den Waldkaten schon gar nicht. Da war immer noch etwas Korn auf dem Boden der Kisten in seinen kleinen Vorratsschuppen zurückgeblieben. Er hatte sie zwar vor allem errichtet, um das Korn darin sicher zu verschließen. Aber er konnte es nicht übers Herz bringen, den Häuslerfrauen dort draußen das Letzte wegzukratzen.

Aber aus dem offenen Lande kamen hungergequälte Menschen, und da verspürte er wohl Lust, seine Macht zu zeigen, würden die Leute sagen; und vielleicht war das auch richtig, aber aus seinem Willen kam Korn, und Korn bedeutete Leben.

Daß der Alte damals zahllose große und kleine Leben dem sicheren Tode entriß, daran zweifelte niemand.

Nach dieser Leistung begab er sich auf eine ungewohnte Sommerwanderung in den Wald und sah sich genau darin um. Er suchte sich eine hochgelegene Stelle, von der er weit hinausblicken konnte. Das Korn kam vom Silber, das Silber vom Wald. Das Silber war vergänglich wie die Wälder. Für Korn hatte er es hingegeben, aber es war wiedergekommen. So ging es auch mit den Wäldern. Sie kamen wieder, selbst wenn man noch soviel darin schlug — ewig, wie das Silber.

17.

Es gab eine gute Ernte, und alles auf Björndal ging nach Dags Wunsch. Der Winter auf das Jahr 1814 war schneidend kalt, und in der Stadt und anderwärts herrschte große Not; auf Björndal aber brannte das Feuer in den Kaminen hell und kräftig, wie immer bei kaltem Wetter. Major Barre kam auf Besuch und erzählte von den großen Ereignissen draußen in der Welt, und daß im Norden der Friede geschlossen sei. Gegen Ende Februar erschien er noch einmal und berichtete zornsprühend, der König in Kopenhagen habe Norwegen ohne einen einzigen Schwertschlag an Schweden abgetreten.

„Dänisch oder schwedisch — kann mir gleich sein", erklärte Dag.

Da fuhr der Major auf. „Der Schwede ist unser Erbfeind", donnerte er.

„Pah", sagte der Alte, „mal hat der Schwede uns verdroschen, mal haben wir ihn verdroschen. Das ist ein ehrliches Geschäft; aber ich kann in meinen Geschichtsbüchern nichts anderes finden, als daß wir den Dänen jedesmal fest verdroschen haben, wenn wir die Waffen kreuzten — und doch ist er jahrhundertelang Herr über uns gewesen. Das kommt mir doch nicht ehrlich vor."

Der Major setzte sich entgeistert. Der Alte hatte sich also auch hierüber ein Urteil gebildet, und zwar mit einem so weiten Blick in die Vergangenheit, daß der Major ihm nicht zu folgen vermochte. Und dazu hörte es sich auch noch ganz richtig an. „Aber", trumpfte der Major zornig auf, „einen schwedischen König zu bekommen!" — In allen seinen Soldatentagen war der Schwede der Feind gewesen. Darüber kam er nicht weg, der Major. Dies hieß ja zum Feinde übergehen, und das war nicht nach seinem Sinn.

„Hm", sagte Vater Dag schroff, „dieser Christian Friedrich, den ihr in Christiania umschwärmt und umfeiert, soll ja nur ein Schürzenjäger sein. Aber der Neue in Schweden, der Carl Johann, der hat doch Pulver gerochen." Damit erhob sich der Alte in der Diele, wo sie saßen; breit und drohend erschien er im Schein des Kaminfeuers, und in seiner Stimme klang selbstbewußte Kraft: „Mir scheint, wir sollten unsere eigenen Herren sein, ohne Dänen und ohne Schweden, wie in alter Zeit. Haben wir dazu das Zeug nicht, dann ist es mir gleich, ob wir von Süden oder von Osten her regiert werden. Hier auf Björndal sind wir so ziemlich unsere eigenen Herren, und, find' ich, rufen — Jungfer Kruse und lassen uns einen Schnaps bringen. Was meinst du dazu?" Eine gewisse Härte, ja Wildheit hatte bei den ersten Sätzen über Dag gelegen. Und es war wohl das Bewußtsein, uralte Triebe seines innersten Innern verraten zu haben, was ihn plötzlich umschlagen ließ.

Sie plauderten bei ihrem Schnaps bis spät in die Nacht hinein, so richtig gemütlich. Dem Major aber fiel heute das Reden nicht so leicht wie sonst. Er war nachdenklich geworden. Zum erstenmal hatte er einen Funken von Dags innerem Wesen wahrgenommen, das hinter dem gleichmäßigen Äußeren schlummern mochte. Bisher hatte er nie darüber nachgedacht; aber es war ja eigentlich selbstverständlich, daß ein Mensch, der im Leben soviel geleistet hatte, eine unheimliche Kraft in sich barg.

Dem Major war freilich die Rede nicht neu, daß Norwegen sich vom Süden wie vom Osten befreien müsse, und seien die Feinde auch noch so mächtig. Er hatte es aber für bloße patriotische Phrasen gehalten. Jetzt, da es in ursprünglicher Wildheit aus Dags Innerstem hervorbrach, wurde es mehr als Phrase. Es gab in seinen Kreisen viele, die vom alten Dag wußten. Es würde sie interessieren, seine Meinung zu erfahren. Es würde ihnen wieder Mut geben in der allgemeinen Ratlosigkeit.

Der alte Dag kümmerte sich im übrigen immer weniger um die Außenwelt. Die Knaben waren jetzt schon drei und zwei Jahre alt. Der Ältere tummelte sich überall, und auch der Kleine watschelte auf seinen O-Beinen einher und redete treuherzig mit darein. Der Alte beschäftigte sich so viel mit den Kerlchen und ihrer kleinen Gedankenwelt, daß er sie völlig verstand und auf alles eingehen konnte. Er ließ die Kutscher Zuckerzeug und andere gute Sachen aus der Stadt mitbringen, und am Samstagabend hatte er vor dem Kamin in der Diele einen Kleinen auf jedem Knie sitzen, holte seine Näschereien aus den Taschen und versuchte so zu erzählen, daß es wenigstens der Ältere mit seiner Phantasie verarbeiten konnte. Daß Adelheid mit einer Handarbeit in dem großen Stuhl am Kamin saß, gehörte dazu. Aber wenn der junge Dag dabei war, dann wußte der Alte keine Märchen zu erzählen. Vater und Sohn empfanden immer noch eine gewisse Scheu voreinander, und jetzt ging es dem Alten sicherlich auf, daß er sich mit seinen eigenen Söhnen nie soviel abgegeben hatte. Es war gemütlicher geworden auf dem großen dunkeln Hof.

Adelheid war sehr glücklich über ihre Kinder und über Vater Dags Freude an ihnen — und auch weil ihr Mann immer häufiger zu Hause blieb. Er war jetzt nur noch selten im Küchenhaus, er schaffte mehr und mehr von seinen Waffen und Werkzeugen auf seine Stube neben ihrer Kammer. Er begann sich auch für ihre Bücher zu interessieren und saß manchen lieben Abend vor seinem Kamin und las. Die kleinen Jungen stürmten auf ihn zu, wenn er heimkehrte. Der Ältere bekam sein Bett in Dags Stube gestellt und trippelte jeden Morgen, wenn Dag daheim war, durchs Zimmer zum Bett des Vaters hinüber und schlief dort ein seliges Morgenschläfchen, an Vaters breiten Rücken gekuschelt.

So sehr der junge Dag sich auch scheute, seine Gefühle zu zeigen, Adelheid merkte doch, daß er nicht zum wenigsten der Knaben wegen öfter zu Hause blieb. Zuerst und zuletzt sah er nach ihnen, und wenn er sich von ihr unbeobachtet glaubte, konnte er die Buben auf den Schoß nehmen und vorsichtig an ihren Händchen und Füßchen drehen, als staune er, wie unendlich wohlgeformt die menschlichen Gliederchen waren.

Zweiter Teil.

1.

Das Glück ist ein unbeständiger Gast im menschlichen Leben. Niemand weiß, wann es kommt, niemand, wann es geht.

Während der sorgenschweren Jahre ihres Lebens hatte sich Adelheid, wie jeder Mensch, nach ruhigem Glück gesehnt. Und es war zu ihr gekommen, größer, als sie je zu hoffen gewagt hatte. Aber sie war von seiner Dauer nicht fest überzeugt. In ihren lichtesten Stunden durchschauerte sie plötzlich ein Gefühl der Unruhe. Irgendetwas mußte kommen. So schön konnte das Leben nicht beständig bleiben.

Wenn sie es recht bedachte, dann wußte sie nicht, woher das Unglück drohen könnte. Man fühlte sich in Vater Dags Reich so geborgen.

Zu Anfang März wurde der Jüngste krank. Mit heißen Wangen und glänzenden Augen schrie er Tag und Nacht nach seiner Mutter — zwischendurch lag er in tiefer Betäubung, und er hustete so, daß der ganze kleine Körper sich in Krämpfen wand; und dann starb er, Adelheids kleiner Junge. Es ist nicht zu beschreiben, wie fassungslos die drei Menschen auf Björndal — in all ihrem Glück — vor diesem Ereignis standen.

Adelheid hatte Tag und Nacht bei ihrem kranken Kind gesessen, Dag und der Alte waren schließlich ratlos wie verschreckte Tiere um das Krankenbett geschlichen. Der Arzt aus der südlichen Gemeinde war geholt und alle Kunst versucht worden, aber jede menschliche Macht versagte.

Eines Abends, als der junge Dag von einem kurzen Weg in den Wald zurückkehrte, saß Adelheid in seinem Zimmer am Bett des älteren Jungen. Sie schüttelte sich vor Weinen.

Der Knabe war gestern weinerlich, heute morgen elend gewesen, und jetzt am Abend lag er abwechselnd vor sich hindämmernd oder schreiend in hohem Fieber.

Nur mühsam brachte sie es zwischen ihren Tränen hervor. Wortlos ging Dag hinaus, suchte Syver Hintenauf — augenblicklich zum Doktor!

In dieser Nacht und tage- und nächtelang saßen Adelheid und Dag am Bett, gingen einmal aus und ein und setzten sich wieder, fast ohne Bewußtsein. Auch Vater Dag saß treulich dort, und sonst hockte er meistens über den Andachtsbüchern am Westfenster der Alten Stube. Mit der Linken strich und rieb er sich die Stirn, und das Haar hing ihm merkwürdig strähnig um die Ohren. Ab und zu zog er sein Taschentuch und trocknete sich Augen und Nase — mitunter gebrauchte er auch nur die Hand dazu. In der kurzen Zeit war er greisenhaft gebeugt geworden.

Adelheid hatte im Verborgenen verzweifelt um ihren Kleinsten geweint und auch in Gegenwart anderer ein wehes Schluchzen nicht immer zurückhalten können; jetzt aber

weinte und jammerte sie wild und ohne Rücksicht auf andere. Der Schmerz hatte sie zerbrochen, all ihr angeborener Stolz, alle anerzogene Beherrschung versagten in den Stunden der Angst und Verzweiflung an diesem Krankenbett.

Auch der junge Tag mußte sich mitunter abwenden und sich mit dem Handrücken über die Augen fahren, und sein Kopfkissen war in jener Zeit mehr als einmal naß.

Eines Abends brach Adelheid ohnmächtig neben dem Bett zusammen und erwachte auch nicht, als Tag sie aufhob, in ihr Bett trug und zudeckte. Tag und Nacht hatte sie bei dem Kinde gewacht.

(Fortsetzung folgt.)

Die Männer von Ragusa.

Ein Erlebnis von K. E. Kramer.

In dem alten Dogenpalast am Marktplatz zu Ragusa liegt zwischen den alten Waffenkammern und Prunksälen eine verborgene, dunkle Kammer, die den meisten Besuchern entgeht, denn der samtverhängte Eingang verschwindet im Dämmer eines Säulenganges zur ebenen Erde und unterscheidet sich kaum von den grauen Mauern. Da der Fremdenführer uns weder Fackeln noch Lichter mitgegeben hatte und er noch mit dem größten Teil der Gesellschaft vor den goldstrotzenden Gemälden der Dogen und ihrer Kondottieri stand, die Kammer aber gemieden hatte, waren wir hinunter in das Gewölbe gestiegen, und unsere tastenden Hände griffen unvermutet plötzlich in einen zweiten schweren Samtvorhang, der unter dem Druck schnell nachgab. Unsere Betroffenheit währte nicht lange. Wir drängten uns durch den schmalen Eingang und stolperten wieder drei oder vier Stufen hinunter, von denen die erste mit Wasser bedeckt war.

Mehr konnten wir im Augenblick nicht erkennen, und als unsere suchenden Hände keinen Halt mehr fanden, erinnerten wir uns an das Feuerzeug, das Hans gestern einem alten Zigeuner in Trebinje abgehandelt hatte.

Die kleine Flamme reichte kaum aus, die nächste Umgebung zu erhellen, doch genügte sie immerhin, um wenigstens die Umrisse unserer Umgebung erkennen zu können.

Von der untersten Stufe lief quer durch das Wasser, das unheimlich tief schien, eine schmale Holzbohle in die Mitte des Raumes, in dem sich, undeutlich zu erkennen, ein breiter Steinquader erhob. Ich zog die Strümpfe aus und tänzelte vorsichtig, Schritt für Schritt, auf der schwankenden Bohle voran. Solange mich die Hand des Freundes hielt, ging es gut, dann wurde es schlimm. Bei jedem Schritt tanzte das Brett auf und ab und tauchte tief in das eiskalte Wasser. Ich fühlte, wie mir der Schweiß auf die Stirn trat. Die Finger wurden feucht und glitschig. Jetzt — jetzt mußte ich stürzen. Das Brett schnellte aus der Tiefe empor. Ich schrie in heller Angst und fühlte doch zugleich, wie ich hinüber auf die Steininsel getragen wurde, so stark war der Stoß des schwingenden Holzes. Von der untersten Stufe führten wiederum Stufen in die Höhe, die übermannshoch war. So wartete ich, bis Hans die Treppe ebenfalls erreicht hatte, um mit ihm gemeinsam hinaufzuklettern. Als er endlich an meiner Seite stand, zitterte er am ganzen Körper. Bei seinem Sprung von der Bohle zum Stein war sein Arm ins Wasser geschlagen und hatte einen Gegenstand gefaßt, der rund und unhandlich im Wasser trieb. Als er die Hand herauszog, hielt er einen Totenschädel, der auf ein Holz gesteckt war, in den Fingern.

Das Wasser des unterirdischen Gemaches wurde immer unruhiger. Eine Brandung donnerte weit in der Ferne. Brecher spritzten an den glatten Wänden des Quaders auf und füllten die Höhle mit hohlem Klatschen. Nach einigen Sekunden — oder waren es Minuten? — begannen wir unsere Kletterpartie. Während Hans nach der nächsten Stufe griff, stützte ich seine Füße. Er wälzte sich auf den Rand, um mir dann seine Hände entgegenzuhalten, an denen ich mich hinaufziehen konnte. Der Quader endete schließlich in einer stumpfen Pyramide, auf der rechts und links zwei armdicke Kerzen standen, die nicht die geringste Feuchtigkeit aufwiesen. Die Dochte waren pulvertrocken, und als wir unser Feuerzeug daranhielten, brannten sie hellauf. Glanz füllte das Gemach mit einem geheimnisvollen Licht.

Auf dem Steintisch zwischen den beiden Kerzen lag ein dünnes Buch aus rotem Leder, das mit breiten Silberbeschlägen versehen war. Wir mußten alle Kraft aufwenden, um mit unsern klammen Fingern den schweren Silberverschluß zu lösen. Die Blätter waren aus Schweinsleder und mit langen unleserlichen Zeichen bedeckt. Nur die bunten Initialen ließen den Inhalt erraten. Sie waren hübsch farbig und hatten oft die Länge eines ganzen Blattes. Auf der ersten Seite war das Bild Murats I., wie er heute noch in allen Türkenhäusern an der Dwotscha zu sehen ist. Auf der zweiten folgte ein naturgetreues Abbild des Dogenpalastes. Die übrigen stellten Schiffe, Weiber, Kinder, Henker und Soldaten dar. Und eine große silberrote Fahne, die ganz mit schwarzen Totenköpfen überzogen war.

Wir wollten noch weitersuchen, als uns die Stimme des Führers rief, der uns vermißte.

„Hallo! Hallo! Meine Herren! Wo sind Sie? Geben Sie Antwort!" Seine Stimme war hier unten kaum zu verstehen. Weil wir aber unser Geheimnis nicht preisgeben wollten, warteten wir, bis die Gesellschaft sich verlaufen hatte. Schnell eilten wir hinüber, nachdem wir eine Kerze gelöscht und die andere mitgenommen hatten. Wir zogen Strümpfe und Schuhe wieder an und verließen den unheimlichen Ort.

Oben gesellten wir uns zu den andern, die uns erfreut begrüßten. Der Führer musterte uns mißtrauisch, und seine Züge wurden finster, als er sah, wie Hans die Kerze in der Hosentasche barg.

Als wir den Palast verließen, drängte er sich zu uns heran und bat uns, ihm zu folgen. Er führte uns in eines der Kaffeehäuser, die am Hafen lagen. Nach einem kurzen Schweigen rückte unser Führer (er hieß übrigens Rogotsche und stammte aus Trebinje) mit seinem Stuhl näher heran und räusperte sich. Dabei hob er den schönen dunklen Kopf, der an das Profil römischer Imperatoren erinnerte, und sagte:

„Meine Herren, den Ort, den Sie vorhin betreten haben, dürfen Sie nie wieder aufsuchen. Er ist das Heiligtum unserer Stadt und das Grab von fünfhundert tapferen Männern."

Auf unser Drängen hin fuhr er fort und erzählte: „Als im ersten Türkenkrieg Sultan Murat die Stadt nicht im ersten Anlauf gewann und die Verteidiger sich nicht ergeben wollten, schwor er, die Männer von Ragusa allesamt zu ersäufen. Als die Feste endlich nach langen, heißen Kämpfen fiel, ließ er zunächst die wenigen Helden — es waren fünfhundert von zwölftausend — zusammentreiben und fesseln. Die Kinder und Weiber wurden in die Häuser gesperrt. Jeder der fünfhundert Männer bekam ein Grabscheit, und sie mußten nach einem Plan ein tiefes Loch graben, das 100 Fuß breit und 150 Fuß lang war.

Das Gewölbe wurde an drei Seiten ausgemauert, und darüber errichtete man den Palast des Fürsten, der mit dem Gewölbe durch jenen Zugang, den Sie gefunden haben, verbunden war, denn so wollte Murat die Männer ersäufen. Wenn die Flut kam, mußte sich der Keller langsam und stetig füllen, und die Gefangenen allmählich ertränken. Nach drei Monden standen die Männer bis zu den Knien im Wasser. Nach abermals drei Monden reichte ihnen das Wasser bis zum Leib, und als wieder eine Zeit vergangen war, bis zum Mund. Viele von ihnen waren zu der Zeit schon tot, und so standen Lebende und Tote aneinandergefesselt Schulter an Schulter und Kopf an Kopf im Wasser und versanken einer nach dem andern im Grab.

Als die Flut zum letztenmal kam und gegen das Haus lief, stand Sultan Murat im Verlies und lachte, während die Verdammten schreiend in den Wassern versanken.

Nach dem Tode der Männer wollte Murat die Frauen zwingen, Türken zum Manne zu nehmen, und gebot, daß alle Frauen unter dreißig Jahren verheiratet würden. In der darauffolgenden Nacht bestiegen die Weiber die Schiffe ihrer toten Männer und verließen heimlich die Stadt. Erst nach Jahren, als die Söhne herangewachsen waren, kehrten sie zurück und eroberten Ragusa.

Damals wurde das schwarze Gewölbe zum Tempel umgebaut. In dem Buch stehen die Namen und Taten der Helden, und heute noch wird alljährlich eine Siegesfeier

am Tage der Befreiung gehalten. Die Frauen besteigen stumm die Schiffe, die der Pope am Tage zuvor gesegnet hat, und segeln aufs Meer, und unter Siegesklängen und vielen Fahnen kehren sie zurück und schmücken das Gewölbe mit Lorbeer."

Der Erzähler schwieg und schien auf ein Trinkgeld zu warten. Hans schob ihm zehn Peper in Silber hin. Doch Rogotsche wies sie zurück. „Meine Herren", sagte er, „wir haben uns nicht verstanden!"

Dann ging er in die blaue Nacht hinaus, die tief über Land und Meer lag.

Wandel der Zeiten.

Anno dazumal.

Dem armen Mädchen wurde verkündet:

Item, sollen ihm die Haare abgeschnitten werden, auf daß es keinem Weib mehr gleiche, sein Kleid soll bis zu den Knien gekürzt werden, damit es vor aller Welt mit nackten Beinen Spießruten laufen müsse, sein Mund soll zur Abschreckung angestrichen werden, daß er wie ein rotes Brandmal wirke, die Augenbrauen sollen ihm weggebrannt und durch zwei warnende kohlenrabenschwarze Striche ersetzt werden und die Nägel seiner Hände sollen in rote Farbe getaucht werden, daß seine Finger wie blutige Krallen anzusehen wären.

Da weinte das Mädchen bitterlich.

Heute.

Dem armen Mädchen wurde verkündet:

Es ward ihm verboten, sich die Haare abzuschneiden, daß es wie ein Junge aussah, es mußte sich das Kleid verlängern, daß es seine Beine nicht mehr frei vor aller Welt zeigen konnte, es durfte sich den Mund nicht anstreichen, daß er wie ein rotes Brandmal wirkte, es ward ihm strenge untersagt, sich die Augenbrauen wegzurasieren und durch zwei kohlrabenschwarze Striche zu ersetzen und schon gar nicht ward ihm gestattet, die Nägel seiner Hände in rote Farbe zu tauchen, daß sie wie blutige Krallen aussahen.

Da weinte das Mädchen bitterlich.

Heinz Scharpf.



Bunte Chronik



Ein Schleier, der Unglück brachte.

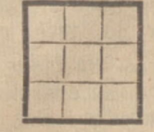
In diesen Tagen hat ein Unbekannter dem Staatsmuseum in Newyork einen Schleier übersandt, der angeblich von König Ludwig XV. der Prinzessin Marie Antoniette überreicht wurde, als sie den Boden Frankreichs betrat. Der Überbringer des Geschenks war ein Prinz Rohan. Der unbekannte Spender des Newyorker Museums hat alle Dokumente beigefügt, die die Echtheit des Schleiers erweisen. Er hat bestimmt, daß das Geschenk niemals mehr die Vitrine verlassen soll, in der es ausgestellt werden soll. Dem Schleier geht der Ruf voraus, daß er Unglück bringt. Die Erzherzogin Marie Antoniette schenkte den Schleier der Herzogin von Lamballe. Wenige Tage nach der Ermordung Marie Antoniettes endete auch die Herzogin auf dem Schafott, und ihr Haupt wurde auf einer Stange ausgestellt. Der Schleier verschwand ins Ausland. Ludwig XVIII. kaufte ihn zurück. Er schenkte ihn einer Herzogin von Berri, deren Gatte ermordet wurde. Napoleon III. schenkte den Schleier seiner Gemahlin Eugenie. Sie verkaufte ihn nach der Schlacht bei Sedan und der Gefangennahme des Kaisers an einen englischen Industriellen Sir Percy Trevellyan, der ihn seiner jungen Frau verehrte. Auch ihr hat er das Geleit in einen frühen Tod gegeben, denn die Dame starb nach wenigen Wochen an einer Vergiftung. Im Jahre 1901 wurde der Schleier in Südamerika wiedergefunden. Der Millionär Astor kaufte ihn. Er ließ sein Leben bei der Katastrophe des Dampfers „Titanic". Nach dem Kriege ist der Schleier in den Besitz der Muriel Vanderbilt gekommen. Sie hat vergeblich versucht, ihn zu verschenken. Lindbergh hat ihn abgelehnt. Der Senator Morrow besitzt ihn einige Tage, er stirbt. Vorausgesetzt, daß dem staatlichen Museum in Newyork ein solches Vermächtnis nicht peinlich wird, kann der verfluchte und verfluchende Schleier nun kein Unheil mehr anrichten. RWZ.



Rätsel-Ecke



Zahlen-Rätsel.



In obenstehendes Viereck sind folgende Zahlen einzusetzen: 18, 47, 32, 47, 33, 5, 62, 19, 34, derart, daß die drei waagerechten Reihen, sowie die drei senkrechten Reihen je die Additionssumme „99" ergeben.

*

Scherz-Rätsel.

ung ung linge
ung ung linge kunst
ung ung linge finden
ung ung linge

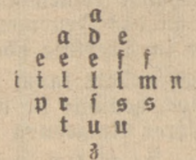
*

Viereck-Rätsel.

Die Wörter: Kamerad, Bussard, Kamerun, Erdball, Februar, Freitag und Hamster sind in ein Viereck von 7×7 Feldern so untereinander zu stellen, daß die von links oben nach rechts unten schräg laufende Linie eine deutsche Großstadt nennt.

*

Diamant-Rätsel.



a
a d e
e e e f f
i t l l l m n
p r s s s
t u u
z

Die waagerechten Reihen bezeichnen: 1. Selbstlaut, 2. Teil des Auges, 3. Industriestadt im Ruhrgebiet, 4. Sport im Winter, 5. Raum, 6. Fluß, 7. Mitlaut. Bei richtiger Lösung nennt die mittelste senkrechte Reihe ebenfalls den Sport wie unter Reihe 4.

*

Scherzfragen:

1. Welche Soldaten können keinen Kanonendonner hören?
2. Wodurch ähnelt ein rauchender Junge einem Stationsvorsteher?

Auflösung der Rätsel aus Nr. 81.

Rösselsprung:

Dem Raubtier fehlt es an Verstand,
Uns droht sein Leib, nicht seine Stirne.
Doch was vollbringt des Schurken Hand
Mit einem Teufel im Gehirne?

Otto Promber.

*

Silbenkreuz-Rätsel:

No	te
Le	gat

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg.